

## Weltflucht oder Weltgebrauch?

Von Otto Cohausz S. J.

**I**m Jenseits liegt unsere Heimat, aber auf dieser Erde wandert unser Fuß; Gott allein soll sein unser höchstes Gut, aber auch die sichtbare Welt drängt sich uns auf und stellt an uns Forderungen. So entstehen Zwiespältigkeiten, und Wunder nimmt es nicht, daß die Stellung zur sichtbaren Welt alle ernst um Gott und die rechte Seelenhaltung Ringenden, besonders alle Aszeten, von jeher tief bewegte und rastlos beschäftigte.

Manche gelangten zu einer Verneinung der sichtbaren Welt. So die Manichäer und ihre späteren Nachbeter, die in allem Stofflichen den Ausfluß einer radikalbösen Urmacht sehen. So auch, doch nicht so weit gehend, die indische Brahmaphilosophie. Ihr ist diese sichtbare Welt nur Scheinwelt, Schleier, der verborgene Allgeist die wirkliche Welt. So daran anschließend der Buddhismus, der folgerichtig das Befassen mit dieser Welt als Torheit und Quelle alles Leides erklärte, und das Zurückziehen aller Bestrebungen vom Weltgetriebe, das Eingehen in das wunsch- und begierdelose „Nirwana“, zur höchsten Lebensweisheit stempelte.

Auch in der Literatur der Juden klingt — allerdings von ganz anderem dogmatischen Unterbau aus — bisweilen müde Weltverneinung an. Einmal sei nur an das Buch des Predigers erinnert, der das Wort: „Eitelkeit der Eitelkeiten und alles ist Eitelkeit“ in unzähligen Abwandlungen wiederholt. Aber auch bei christlichen Geistesmännern finden sich Äußerungen, die einer Weltverwerfung das Wort zu reden scheinen. In der Einleitung zu seinem Predigerkommentar sagt der hl. Bonaventura: „Niemand kann zwei Herren dienen. Daher muß jeder, der selig sein will, die zukünftigen Güter lieben und die gegenwärtigen verachten<sup>1</sup>.“ Auch Thomas von Kempen gebraucht bisweilen Wendungen, die bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein erwecken können, alle Beschäftigung mit diesseitigem Wissen, äußeren Gütern und Kulturtätigkeit sei minderwertig (I. K. 1, 2; II. K. 1; III. K. 32, 41). Weit häufiger aber noch begegnet uns das Kapital „Weltverachtung“ in andern aszetischen Schriften, Vorträgen und Predigten. Da werden die in der Welt liegenden Gefahren und Mängel so aufgebauscht, daß die Ansicht entsteht, das ganze

---

<sup>1</sup> Allseitiger allerdings denkt der Heilige an anderen Stellen. Vgl. Soiron in „Der kathol. Gedanke“, 1929, S. 112 ff.

Diesseits sei zu verwerfen und die Beschäftigung mit ihm höchst unnützlich oder sicher wenigstens der Vollkommenheit hinderlich.

Als Folge solcher Vereinseitigung stellt sich dann bei vielen Ratlosigkeit ein. Ganz aus der Welt herauswandern ist doch niemanden, auch nicht den Ordensleuten, möglich. Viele von letzteren wie auch die Priester sind infolge ihrer Erziehungsaufgabe, Krankenpflege, seelsorglicher und sozialer Tätigkeit gezwungen, sich aus der diesseitigen Welt ihr Rüstzeug zu holen, ihre Anbefohlenen auch für diesseitige Aufgaben einzuschulen. Und erst gar die zu weltlichen Berufen von Gott Bestimmten! Welche Zwiespälte, Zweifel und Unruhen ergeben sich für sie, ist alle Beschäftigung mit dieser Welt eitel und schädlich! Muß dann nicht auch eine einseitige Betonung der Weltverachtung alles Streben nach Fortschritt, Emporkommen, Wissenschaft, Kunst, Kultur, Tüchtigkeit lähmen, gerade aus den „Frommen“ ein Geschlecht von praktisch unbrauchbaren Menschen machen, den Vorwurf, die katholische Lehre sei lebensfeindlich, steigern und den Einfluß der Katholiken auf das Gesamtleben immer mehr ausschalten? Man sieht, die rechte oder unrechte Darstellung der Frage: Gott und Welt, Diesseits und Jenseits, greift tief ein.

\*

Zur rechten Lösung dieses Problems bedarf es weiten Blickes und einer von allem Ich losgelösten Ruhe. Bei manchen entspricht die ungebührliche Herabsetzung dieser Welt einem „metaphysischen“ Grundzuge ihres Wesens. Geist und Herz gehen gleich auf das Tiefste — Gott und Ewigkeit — los. So verblaßt ihnen die Welt der Erscheinungen zu einem Nichts. Riesen sind es, die ihre Bahn laufen. Alle noch vom Ziel trennenden Wegstrecken drängen sich bei ihnen wie zu einem winzigen, nicht zu beachtenden Punkt zusammen. Aus solcher Seelenhaltung heraus sind wohl die oben erwähnten Aussprüche des hl. Bonaventura und Thomas von Kempen sowie die mancher großen Aszeten zu erklären. Ihr eigenes Empfinden diktiert ihnen das Wertmaß der zwei Welten. Ein Wertmaß, für sie als Riesen recht, für den größten Teil der Menschen aber, der nicht aus Riesen besteht und Schritt für Schritt die einzelnen Wegstrecken dieses Erdentales zu nehmen hat, nicht ohne weiteres brauchbar.

Andere Aszeten kommen leicht zur Verurteilung der Welt, weil ihnen von jeher die Welt nichts gab, sie nur störte, und sie, jetzt hinter Klostermauern gut verborgen, sich mit der Welt nicht zu befassen brauchen. Da

erscheint es ihnen nun töricht und unnütz, wenn auch andere noch Zeit und Mühe auf die Welt verwenden und an ihr einigen Gefallen finden. Daß sie sich selber in dieser Weise zur Welt stellen, ist ihrem Stande vielleicht ganz entsprechend, daß sie ihre subjektive nur für sie passende Einstellung aber als einzig richtige Weisheit für alle anpreisen, bedeutet Verengung.

Wieder andere kommen aus dem Gegenteil heraus zu einseitiger Weltverurteilung. Ihnen drängt sich die Diesseitswelt noch zu lockend auf, leuchtet verführerisch durch die bunten Fenster in ihre Klause hinein. Um sich selbst treu zu bleiben, heißt es abwehren, und das geschieht häufig, indem man aus seiner Phantasie alles Nachteilige hervorholt, so Frau Welt über und über schwarz malt und zu einer runzeligen Hutzel verzerrt. Da hört die Gefahr auf. Als Selbstschutz vorzüglich — aber wiederum verfehlt, solch Zerbild als lebenswahres Abbild der Frau Welt allen zur Abschreckung vorzustellen.

Vorkommt es auch noch, daß manche aus Überdruß zu übertriebenen Weltverächtern werden. Einsilbig, düster, ungesellig, allem Lärm und frohen Treiben unhold, von Haus aus oder infolge bitterer Enttäuschungen und Krankheiten trübgesinnt, empfinden sie die Welt nur als Last und versuchen, ihre Stimmung auch auf andere zu übertragen. Abermals der alte Fehler: Wie man die Welt durch seine eigenen düster bemalten Fenster schaut, so meint man, müsse sie überhaupt sein und von allen betrachtet und empfunden werden.

Noch andere fehlen dadurch, daß sie die für sie als Ordensleute oder für beschauliche Seelen passende Weltansicht allen, auch den Weltleuten, als allein gültig aufdrängen möchten . . .

Doch nicht aus rein subjektiven Stimmungen heraus ist das Problem: Diesseits und Jenseits, Gott und Welt, zu lösen, sondern nur vom überlegenen Standpunkt weitblickender Wahrheit herab.

Fragen wir zunächst die Offenbarung! Sie bezeugt uns, daß Gott — nicht etwa eine böse Urkraft — die sichtbare Welt schuf, daß er mit großer Sorgfalt an ihrer Ausgestaltung arbeitete, daß er ihr nach der Vollendung das Urteil sprach: „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut“ (1 Mos. 1, 31). Wie könnte es auch anders sein? Kann vom Allguten doch nur Gutes kommen, ging die ganze Erschaffung doch aus lauter Gutheit hervor und spiegeln doch alle Geschöpfe Gottes Weisheit, Schönheit und Güte wider!

Aber nicht nur die Diesseitswelt an sich ist gut, sondern auch ihre natur-

gemäße Entwicklung. Sprach Gott doch selbst: „Es lasse die Erde Pflanzen sprossen, die grünen und Samen tragen und Fruchtbäume, die Frucht tragen nach ihrer Art, die ihren Samen in sich haben . . . Und es geschah also“ (1 Mos. 1, 11). Was hier von den Lebenskräften der Pflanzen gesagt ist, das gilt auch ähnlich von den Kräften und Anlagen der leblosen Natur und der Tiere. Auch sie sollen sich regen und entfalten.

Nicht minder die des Menschen: „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllt die Erde und machet sie euch untertan und seid Herren über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen“ (1 Mos. 1, 28). Aus dem einen Menschenpaar soll ein ganzes, die Erde erfüllendes Menschengeschlecht erwachsen und das soll sich die Natur untertan machen, also Kulturarbeit treiben. „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde“ (1 Mos. 1, 27). Das bezieht sich nicht nur auf sein Sein, sondern auch auf seine Tätigkeit und sein Wirken. Durch Entwicklung aller persönlichen Anlagen, seines Verstandes im Wissen, seiner Phantasie und seines Gemütes in der Kunst, seines Willens in der Heiligkeit, seiner Tatkraft in jeglicher Fertigkeit soll er zunächst sein Ich immer mehr entfalten und Gott ähnlich machen. Wie Gott aber dann sich nicht auf sich zurückzieht, sondern Welten schafft, ordnet und leitet, so soll wiederum auch der Mensch erfindend, aufbauend, gestaltend und ordnend sich in dieser Welt betätigen — ein Gott im kleinen sein. „Was ist noch da der Mensch, daß seiner du gedenkst, was so ein Adamskind, daß gnädig du es heimsuchst? Nur wenig unter Gott hast du ihn hingestellt; hast ihn gekrönt mit Hoheit und mit Würde, hast ihn gesetzt als König deinen Werken. Du legest alles ihm zu Füßen“ (Ps. 8, 5—8). Wenn Gott nun selbst den Menschen mit allen seinen Anlagen schafft, ihn an die geschaffene Welt weist, ihm seine eigene und ihre Entfaltung als Gesetz anbefiehlt, wäre es da recht, Welt und Weltkultur einfach mit dem Bann zu belegen?

Und Gott selbst erhält alle Dinge dieser Welt, ja er arbeitet in seinem *conkursus*, seiner tätigen Beihilfe, mit an allen Dingen und allen geordneten Berufen dieser Welt. Er führt mit die Hand des Pflügers, den Geist des Weisen und Erfinders, den Pinsel des Malers, den Hammer des Bergmannes, die Nadel der Hausfrau und erachtet diese Beschäftigung mit der Welt keineswegs als Profanation. Sie ist ihm hingegen, so weit die rechte Ordnung gewahrt bleibt, ein heiliges Werk. Denn je mehr Welt und Menschheit sich geordnet in aller Kultur entfalten, desto mehr spiegelt sich

darin Gottes Größe, Schönheit, Weisheit, Heiligkeit wider und wird so ein feierliches Hochamt zu seiner Ehre. Wie dürften wir nun die diesseitige Welt einfachhin mit Verachtung strafen oder nur die unmittelbar geistige religiöse Betätigung als einzig wertvolle gelten lassen?

Ganz recht — höre ich sagen — aber ward die Lage durch die Erbsünde nicht von Grund auf geändert? Wird im Neuen Bund darum nicht immer vor der Welt gewarnt?

Gewiß! Aber beachten wir wohl, was durch die Erbsünde geändert ward: die wesentliche Eigenart der vernunftlosen Welt und auch die Naturanlage des Menschen nicht. Beide bleiben, soweit sie von Gott kommen, durchaus gut. So hat es ja betreffs des Menschen die Kirche gegen Neuerer (Bajus u. a.) erklärt. Geändert hat sich aber wohl der Mensch in seiner *Haltung zur Welt*. Da ihm die innere Seelenharmonie genommen ward, neigt er jetzt zu leicht zur Überschätzung und ungeordneten Bevorzugung der Welt. Da sind gewiß Warnungen vor Überschreitung am Platze; aber Welt und Weltkultur an sich bleiben auch nach der Erbsünde gut, ja unerläßlich.

Wenn dann das Neue Testament vor der Welt warnt, so versteht es unter der Welt auch nicht Welt und Weltkultur an sich, sondern eine ungeordnete Liebe zu ihnen oder solche Menschenkreise, in denen die falsche Einstellung zur Schöpfung Denk- und Lebensgesetz geworden ist<sup>2</sup>. Zu der bekannten Stelle „Habt nicht die Welt lieb“ (1. Jo. 2, 15), macht der heilige Thomas den Einwand: „Aber die Welt ist doch gut, also zu lieben“ — und er antwortet darauf mit der Unterscheidung: es gebe eine zweifache Weltliebe: eine, die die Welt allem andern vorzieht, und eine, die sie unter Gottes Wünsche einordnet. Die erste ist zu verwerfen, die zweite nicht. „Nicht jede Liebe wird verboten, sondern nur jene, die über Gott hinausgeht, von der einst Augustin sagt: „Weh dir, hast du die Schöpfung geliebt, den Schöpfer verlassen!“ Verboten wird hier die Welt, um darin als letztem Ziel zu ruhen, nicht aber deren Gebrauch. „*Ad fruendum eo, non ad utendum.*“ Jedoch kann noch aus einem zweiten Grunde Weltliebe ungeordnet sein, bemerkt der Heilige weiter: Dann fehlt sie, wenn sie — auch anfänglich noch Gott unterstellt — in Übermaß ausartet. Gemäß einem andern Wort des hl. Augustin: „So viel Begier (nach der Welt) zunimmt, nimmt die Liebe zu Gott ab — *Quantum crescit cupiditas, decrescit caritas.*“

---

<sup>2</sup> Weiteres siehe: Cohausz, „Die Frömmigkeit Jesu Christi“, Kirnach-Villingen, Baden, S. 136.

*Tollatur usus, maneat usus* — Der Mißbrauch werde gehoben, der Gebrauch bleibe — das ist also auch nach dem Sündenfall bleibendes Gesetz!

Nachdem wir die Offenbarung vernommen haben, hören wir jetzt über Welt und Weltgebrauch zwei Klassiker unter den Aszetten!

An erster Stelle den hl. Thomas: Nach ihm ist Ziel und Lebenszweck des Menschen die *beatitudo* — Glückseligkeit. Diese aber ist zweifacher Art: eine vollkommene im Himmel, bestehend in der *visio*-Anschauung, durch die Gott, das Endziel, klar erkannt, in der *comprehensio*-Erfassung, durch die er in Besitz genommen, und in der daraus folgenden *delectatio vel fruitio* — Beseligung, durch die die volle Zufriedenstellung der liebenden Seele in ihm, dem Geliebten, erzeugt wird<sup>3</sup>. Neben dieser aber gibt es noch eine unvollkommene Glückseligkeit hier auf Erden. Auch diese soll dem Menschen werden<sup>4</sup>. Der Heilige überspringt also nicht wie andere die ganze Erdenzeit des Menschen, sondern bezeugt, daß der Mensch auch hienieden schon ein gewisses Maß von Glückseligkeit erlangen und also auch danach streben soll.

Was ist nun zu dieser irdischen Glückseligkeit erforderlich?

In erster Linie muß die Fähigkeit, die den Menschen zum Menschen macht, beglückt, erfüllt, zur Entfaltung gebracht werden, soweit es hienieden möglich ist: der Geist des Menschen, und zwar zuerst sein Verstand. Der kommt nur zur Ruhe, wenn er wie die Magnetnadel die gerade Richtung auf seinen Pol, die letzte Ursache, das letzte vollste Wahrheitsgut, den letzten Gegenstand gefunden hat — Gott<sup>5</sup>. Die erste Bedingung zum Erdenglück ist also die Erkenntnis Gottes. Anstatt nun aber andere Kenntnisse darob zu verachten, betont der Heilige ausdrücklich, daß auch die Ausbildung der spekulativen Wissenschaften wie auch die der angewandten praktischen mit zur Wohlfahrt und Bestimmung dieses Lebens gehören<sup>6</sup>.

Aber der Geist des Menschen besitzt außer dem Erkenntnisvermögen noch ein Strebevermögen: den Willen. Auch er bedarf der Vervollkommnung, soll Glückseligkeit erreicht werden. Er muß recht geordnet, d. h. seinem Ziele nach den Regeln der rechten Vernunft und des ewigen Gesetzes zugewandt sein<sup>7</sup>. Also zuerst auf das höchste Gut, Gott, gerichtet werden. Dann aber auch zu allen andern Gütern die rechte Haltung betätigen.

<sup>3</sup> S. Th. I/II, Qu. IV, art. III.

<sup>4</sup> Ib. Qu. III, art. 11, ad. 4, art. III.

<sup>5</sup> S. Th. Qu. III, Art. V, Art. II, ad 4.

<sup>6</sup> Ib. Art. V, VI.

<sup>7</sup> Ib. Qu. IV, Art. IV.

Von der Seele wendet sich der Heilige dem K ö r p e r zu. Zur Glückseligkeit hienieden gehört unbedingt auch der Körper<sup>8</sup> — aber auch ein gewisses gutes Befinden, eine „*bona dispositio*“ des Körpers. Denn „diese Glückseligkeit besteht in Betätigung vollkommener Tugend (Fertigkeit). Offenbar aber kann der Mensch durch Krankheit des Körpers in jeder Betätigung der Tugend gehindert werden“<sup>9</sup>. „Nur von der Gesundheit des Körpers redet der Heilige ausdrücklich, aber mit seinem Grundsatz: *bona dispositio* heißt er also auch anders, was zur rechten Entfaltung und Er-tüchtigung des Körpers in geordneter Weise dient, gut: echte Körperpflege, Sport u. a.

Wie steht es nun mit den ä u ß e r e n G ü t e r n : Besitz, Einkommen, Arbeitsmöglichkeiten, Naturprodukten? Auch diese sind zur unvollkommenen Glückseligkeit hienieden erforderlich, „nicht als gehörten sie zum Wesen der Glückseligkeit (das besteht in der rechten Verfassung des Verstandes und Willens), wohl aber gleichsam als Werkzeuge zur Glückseligkeit. Es braucht ja der Mensch in diesem Leben das dem Körper Notwendige sowohl zur Ausübung der beschaulichen wie tätigen Tugend. Aber auch noch manches andere (als körperlich Notwendiges) gehört dazu, daß der Mensch die Werke der tätigen Tugend übe“<sup>10</sup>. Unter tätiger Tugend versteht der hl. Thomas, wie aus anderen Stellen hervorgeht, nicht etwa nur karitative Tätigkeit, sondern jede geordnete Betätigung, wie sie aus den verschiedensten Anlagen quillt und in den verschiedensten Berufen sich äußert. Die Tugend eines jeden Dinges besteht darin, daß es recht geordnet sei nach dem seiner Natur Entsprechenden<sup>11</sup>. Öfter auch hebt der Heilige hervor, daß alle Geschöpfe gerade durch Entwicklung ihrer Anlagen dem ihnen von Gott gesetzten Ziele zustreben<sup>12</sup>. Also nicht nur die geordnete Entfaltung aller Anlagen: Wissenschaft, Kunst, Technik, Wirtschaft ist nach ihm recht, sondern auch entsprechende Benutzung der äußeren Güter, die dazu erforderlich sind. „Notwendig ist es, . . . daß der Mensch in gewissem Maß äußere Reichtümer sucht, soweit sie zu seinem Leben, gemäß seinen Umständen, nötig sind“<sup>13</sup>.

Auch die G e s e l l s c h a f t v o n F r e u n d e n rechnet er in gewissem Maße zu Bedingungen der irdischen Glückseligkeit, woraus wiederum folgt, daß er um so mehr noch anderes erforderliches Gesellschaftsleben gutheißt.

Aus allem sieht man: unser Gottesgelehrter läßt die Diesseitswelt mit

<sup>8</sup> Ib. Qu. V.    <sup>9</sup> S. Th. art. VI.    <sup>10</sup> Ebd. art. VII.    <sup>11</sup> Ebd. Qu. LXXI, art. II.

<sup>12</sup> Ebd. Qu. LXIII, art. 3.    <sup>13</sup> S. Th. II/II, Qu. 118, art. I.

allen ihren natur- und darum gottgegebenen Einrichtungen zu Recht bestehen und setzt als Gottes Willen voraus, daß durch sie der Mensch sich auch eine gewisse irdische Glückseligkeit sichere. Alles jedoch in Unterordnung unter die ewige.

\*

Vernehmen wir jetzt einen zweiten Aszeten von Weltruf, den Ordensstifter: *Ignatius von Loyola*. Er spricht sich über Mensch und Welt gleich am Anfang seiner Exerzitien klar aus. Nachdem er zuerst gezeigt hat, daß der Mensch für Gott geschaffen ist, ihn „zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen, ihm zu dienen und dadurch seine Seele zu retten“, fährt er fort: „Die übrigen Dinge auf Erden sind des Menschen wegen erschaffen, damit sie ihm zur Erreichung des Zieles, für das er geschaffen ist, behilflich seien. Hieraus folgt, daß der Mensch dieselben insoweit zu gebrauchen hat, als sie ihm zur Erreichung seines Zieles dienen, und daß er sich von ihnen insoweit freimachen muß, als sie ihn daran hindern.“

„Die übrigen Dinge auf Erden“ — das umfaßt die stoffliche Welt: den Boden mit seiner Ertragsfähigkeit, seinen verborgenen Mineralien, die Bäche, Flüsse, Meere und ihren Verwendungsmöglichkeiten, die Kräfte der Natur, wie Feuer, Elektrizität, Radium, Dampf, die Gräser, Kräuter, Sträucher, Bäume, alle Tiere und die aus der Naturanlage des Menschen quillenden Güter: Landbau, Wirtschaftsleben, Technik, Gewerbe, Industrie, Handel, Verkehr, Bau-, Dicht- und Tonkunst, Eheleben, Familien-, Gesellschafts- und Staatsleben, Schul- und Erziehungswesen; vor allem alles, was auf die Religion Bezug hat.

Alles das, sagt Ignatius, ist von *Gott geschaffen* — also gut! Und geschaffen ward es für den Menschen — also soll er es *gebrauchen* und anwenden! Der Heilige spricht damit einer Ausnutzung, Entwicklung und Entfaltung der Welt Dinge das Wort, nicht ihrer Verachtung und gänzlichen Beiseiteschiebung. Und das gilt von allen oben aufgezählten Dingen. Im Gegensatz zu andern, die Welt- und Weltkultur fliehen und verneinen, ist er ein der Welt zugewandter, sie bejahender Aszet.

Aber doch nicht unbedingt. Er zieht Grenzen. Der Mensch ist nicht der Welt und ihrer Kultur wegen da, sondern Welt und Kultur des Menschen wegen. Nicht sie sollen ihn, sondern er soll sie besitzen; nicht er ihnen, sie vielmehr ihm dienen. Er soll sie gebrauchen, jawohl — aber das wieder

nicht nach Lust und Laune, sondern nur insoweit sie ihm zu dem ihm vorgesteckten Ziele dienen. Des Menschen Ziel nun ist Gott: daß er hienieden ihn lobe, ihm Ehrfurcht erweise, ihm diene und dadurch ewig ihn besitze (seine Seele rette).

Aber bedeutet diese Zielsetzung nun doch nicht wieder Abweisung eines großen Teiles der Erdendinge? Ist Gott loben, ihm Ehrfurcht erweisen, ihm dienen und die eigene Seele retten das einzig notwendige Lebensziel, und soll man nur gebrauchen, was dazu dient, muß man sich da nicht auf Geistliches allein beschränken? Und ist somit vieles von der Welt und den Weltdingen nicht doch wieder recht überflüssig? Da scheint es doch am besten und sichersten zu sein, sich allem zu entziehen und in einer Klausur zu verschließen!

Solche Gedanken drängen sich allerdings auf, hört oder liest man manche einseitigen Darlegungen dieser Stelle. Aber aus ihnen spricht nicht der Geist des hl. Ignatius; sie bedeuten eine Einengung nach eigenen Gesichtspunkten<sup>14</sup>. Schon in dem Worte *laudet* liegt eine viel größere Weite. Unzählige Male spricht Ignatius von der Ehre, die der Mensch Gott nicht nur durch Worte, sondern auch durch sein ganzes Tun und Wirken erweisen soll. Es gibt eben eine doppelte Ehre, Ehrung Gottes: eine sachliche — *gloria objectiva* — und eine persönliche — *gloria subjectiva*. Die letztere betätigt sich durch unmittelbare subjektive Ehrung Gottes im Lobgebet und Lobgesang. Die *gloria objectiva* aber wird nach dem Grundsatz: „Das Werk lobt den Meister“ schon bewirkt, wenn der Mensch sich zu einem vollen Kunstwerk Gottes entfaltet und mitwirkt, daß auch die Schöpfung durch volle Entwicklung ein solches werde. Kunstwerk Gottes werden Mensch und Welt aber nicht nur durch Entwicklung des unmittelbar geistlichen Lebens, sondern aller gottgegebenen Anlagen. Damit ist also schon auch den andern Lebenskreisen (Wissenschaft, Kunst, Industrie) ihr Recht wieder gesichert.

„Dienen“ soll sodann der Mensch Gott. Der Dienst besteht aber nicht etwa nur in geistigen und apostolischen Dingen, sondern in Betätigung der verschiedensten Berufe. Gott setzte den Menschen in das Paradies, „auf daß er es bebaue“ (1. Mos. 2, 15).

Ignatius deckt sich also mit dem hl. Thomas und der Offenbarung: Was geschaffen ist, das soll der Mensch nicht einfach fliehen, sondern benutzen, anwenden. Aber *in tantum, in quantum!* Insoweit es dem Ziele dient!

---

<sup>14</sup> W. Sierp S. J., Ignatianische Wegweisung, Herder 1929. Sehr zu empfehlen.

Aber so wahr es ist, daß „das Übrige“, also alles Geschaffene, an sich benutzt werden kann, so ist doch nicht aller Weltgebrauch für alle recht. Manchem ist manches schädlich, was andern dient. Auch nicht jeder Beruf soll in gleicher Weise sich am Weltleben und an der Kultur beteiligen. Anders der im Weltberuf Lebende, anders der Priester, der Ordensmann und die Ordensfrau. Und auch unter ihnen ist das Maß je nach dem besonderen Ordensgeist und Zweck wieder verschieden. Clugny pflegte die Kunst, Citeaux verwarf sie. Anderes braucht ein bescheidenes Kapuziner- oder Klarissenklösterchen, anderes eine Prämonstratenserabtei oder ein Ursulinenpensionat. Allen diesen gibt das *in tantum, in quantum* sichere Weisung.

Ziehen wir die Folgerungen! Wahr ist es, daß der Weltgeist und die Weltüberschätzung nicht genug bekämpft und das eine Notwendige nicht genug betont werden kann, aber man hüte sich dabei doch vor völliger Schwarzmalerei und Verwerfung der Welt! Auch gebe man doch Laien, die in der Welt und an der Welt mitarbeiten müssen (Wissenschaftlern, Kaufleuten, Künstlern, Beamten, Soldaten, Staatsmännern, Hausfrauen) das Fundament nicht in der Fassung und der Enge, wie es für weltflüchtige Religiösen und Novizen paßt!

Man schafft damit bei Eifrigem nur Ratlosigkeit und Gewissensnöte, da sie, aus dem Exerzitienhaus wieder zurück, nun nicht wissen, wie sich das Gehörte mit ihrem Beruf vereinigen läßt. Andere sagen sich: — das gilt auch von zu weltflüchtigen Predigten — Wenn die Frömmigkeit darin besteht, ist sie für uns nicht ausführbar — und geben sich nun erst recht der Lauheit hin. Oder man erzieht dadurch jenen Typ von „frommen“ Männern und Frauen, die wohl viele Andachten besuchen, auf Bruderschaften Wert legen, aber für Pflichttreue und Tüchtigkeit in ihrem weltlichen Berufe wenig Sinn haben; von gleichgültigen Handwerkern, Angestellten, Geschäftsleuten, die allen Segen von Gott allein erwarten und es darum versäumen, sich in ihren Methoden der Zeit anzupassen, dann aber gegen das Kapital losziehen, wenn andere sie überflügeln. Auf diese falsche Erziehung ist es auch zum großen Teil zurückzuführen, wenn uns bei so manchen Katholiken völlige Gleichgültigkeit gegen die Fragen der großen Welt begegnet. Wird ihnen immer gesagt: Nur auf die eigene Seele kommt es an, alles Weltliche ist eitel — warum dann über die vier Wände seines Hauses hinausschauen? Gott sagt aber doch: „Erfüllet die Erde und machet

sie euch untertan“ (1. Mos. 1, 28). Das gilt doch auch von uns Katholiken. Ja, gerade wir sollten uns der Führung in der Wissenschaft, Kunst, Technik, Nationalökonomie, Soziologie und Politik bemächtigen, um sie alle in rechte Bahnen zu leiten. Das geschieht aber nicht, stellen wir das alles als minderwertig dar.

Vorsicht ist darum auch beim Kampf gegen Weltüberschätzung geboten. Thomas von Kempen mahnt: „Besser ein einfacher Bauer, der Gott dient, als ein stolzer Philosoph, der sich vernachlässigt, den Lauf der Gestirne aber beobachtet“ (I, 2). — „Ich will lieber Reue fühlen als ihre Definition kennen.“ „Eitelkeit ist es, vergängliche Reichtümer suchen und auf sie hoffen“ (I, 1). Das ist alles richtig, aber gibt es nicht noch ein Drittes: einen Philosophen, der den Lauf der Gestirne betrachtet und dabei doch demütig bleibt? Das Reuefühlen und dabei doch das Wissen um ihre Definition? Besitz in bescheidenem Maße suchen, ohne seine letzte Hoffnung auf ihn zu setzen? Wird Thomas von Aquin hier nicht der vielgestaltigen Wirklichkeit gerechter?

Scheinen will es alsdann, daß man bei Darlegung des ignatianischen Fundamentes bisweilen zu sehr die negative Seite, das Hemmende und Gefährvolle in den Geschöpfen, nicht das in ihnen liegende Nutzenbringende ins Auge fasse oder dieses auf das rein Geistliche und speziell zur apostolischen Tätigkeit Dienende beschränke; daß man darum betreffs der andern Dinge mehr vom *retrahere se* — sich freimachen, als vom *uti* — gebrauchen rede. Und doch will Gott, wie wir sahen, daß wir auch von dem andern Gebrauch machen. Darum sollte auch dazu in ernster Weise aufgefordert werden.

So handelte auch Ignatius. Gleich nach seiner Bekehrung begann er zu predigen; aber bald sah er ein, daß mit bloßer Frömmigkeit der Sache Gottes nicht gedient sei. Darum setzt er sich als gereifter Mann noch auf die Schulbank, macht auf der Universität den Doktor, sammelt um sich als erste Gefährten solche, die sich im Vollbesitze des damaligen Wissens befanden, und schreibt auch in seiner Ordensverfassung Ausnützung aller zweckentsprechenden Kulturgüter vor.

Auf dieses *uti* — ausnützen, wäre wohl auch heute bisweilen mehr Nachdruck zu legen. Anzuleiten wären Bauern und Handwerker, Geschäftsleute und Künstler, die Männer der Presse und der Technik, die Frauen des Hauses und des sozialen Berufes, daß sie weitblickend alle guten Ausbildungs- und Betätigungsmöglichkeiten ins Auge fassen, der Welt ihre

Erfindungen und Waffen bis zum Radio hinauf abnehmen und alles in den Dienst Gottes stellen. Und auch manchen Ordenshäusern könnte es nicht schaden, wenn sie in Verwaltung und Betrieb mehr von dem Fortschritt der Zeit herübernehmen.

Nicht dadurch, daß wir die Diesseitswelt in Bausch und Bogen verwerfen, sondern sie recht erfassen und zu ihrem Ziel: allseitiger Vervollkommnung unserer eigenen Persönlichkeit, der menschlichen Gesellschaft und zum Ausbau der ganzen Schöpfung, zum Hohelied auf Gott ausnutzen, werden wir unserer Aufgabe gerecht. Ähnlich soll der Christ handeln wie Christus, der alles sich unterwirft. „Wenn ihm aber einmal alles unterworfen ist, dann wird sich auch der Sohn selbst dem unterordnen, der ihm alles untergeordnet hat, damit Gott alles in allem sei“ (1. Kor. 15, 28). Nicht Weltsucht, nicht Weltflucht, sondern rechter Weltgebrauch und dadurch vollführte Weltverklärung!

## **Kanonisationsprozeß und Vollkommenheit**

Von Ludwig von Hertling S. J.

**D**er kirchliche Kanonisationsprozeß ist aufgebaut wie ein Strafprozeß, nur hat er das entgegengesetzte Ziel. Beim Strafprozeß soll die Schuld des Angeklagten festgestellt werden; daher spricht der, der die Verurteilung betreibt, der Staatsanwalt, zu Ungunsten des Angeklagten, und der Verteidiger, der das Urteil zu verhindern sucht, zu seinen Gunsten. Im Kanonisationsprozeß soll die Unschuld des Angeklagten und sogar seine außerordentliche Tugendhaftigkeit festgestellt werden; daher spricht der, der das Urteil betreibt, der Postulator Causae, zu Gunsten des Kandidaten, und der „Verteidiger“, der Promotor Fidei, zu seinen Ungunsten, weshalb ihm der Volkswitz den Namen „Advokat des Teufels“ gegeben hat.

Ebenso wie beim Strafprozeß kommt es beim Kanonisationsprozeß im Grund wenig auf die persönliche Ansicht des betreffenden Funktionärs an. Der Verteidiger hat die Pflicht, alles vorzubringen, was im Sinn des Gesetzes zu Gunsten des Angeklagten sprechen kann, auch wenn er privatim von seiner Schuld überzeugt wäre, und ebenso hat der Promotor Fidei die Pflicht, alles das herauszustellen, was gegen die Heiligkeit des Kandidaten sprechen könnte, auch wenn er persönlich von dieser Heiligkeit durchaus überzeugt ist, wie das oft genug der Fall sein dürfte.